ZUR DISKUSSION GESTELLT

„MAN KOMMT NICHT ALS FRAU ZUR WELT, MAN WIRD ES“

Simone de Beauvoir, franz. Schriftstellerin, Lebensgefährtin Jean-Paul Sartres, Porträtaufnahme, 1971. *Foto: Picture Alliance/akg images/Fotograf: Daniel Frasnay*

Im Zeichen dieses Beauvoir'schen Diktums, mit dem die berühmte französische Philosophin den zweiten Band des „Anderen Geschlechts“ eröffnete, wurde in der letzten Ausgabe der E+P (01/25) zur alljährlichen Reflexion der Lage der Frauen um den 8. März mit verschiedenen Vertreterinnen aus Politik, Sport und Gesellschaft darüber diskutiert, was sie denn heute bewege. Das Fazit war nicht sehr überraschend: Die Lage ist sehr heterogen. DIE eine Frauenfrage scheint es so nicht zu geben.

Analog zu diesem Ergebnis ist die Art und Weise, wie man die Forderung nach Verwirklichung der Gleichberechtigung von Frauen in der modernen Gesellschaft im historischen und aktuellen Kontext betrachtet, ebenso vielschichtig wie disparat.

In den beiden folgenden Artikel von Sarah Pines und Agnes Böhmelt wird das berühmte Zitat von Simone de Beauvoir ebenso nicht im selben Sinne interpretiert. Auch kommen die Autorinnen bei der Frage, was überhaupt eine Frau ausmache („*What is a Woman?*“) bzw. was unter „klassischer Weiblichkeit“ zu verstehen sei, zu sehr unterschiedlichen Schlussfolgerungen.

Jeder Text beleuchtet die Frage aus einem anderen Blickwinkel und eröffnet somit im Idealfall eine gewinnbringende und bereichernde Debatte, zu der wir Sie ganz herzlich einladen möchten. Wir freuen uns sehr über Ihre zahlreichen Zuschriften, die wir gerne in den nächsten Ausgaben unter der Rubrik Leserbriefe veröffentlichen.

FIGHT THAT FLIRT!

FEMINISTISCHE GENDER-SPAßVERDERBER*INNEN IM WIDERSTAND GEGEN PATRIARCHALE ROLLENANFORDERUNGEN

von Agnes Böhmelt

> ***I got these bitches just so everyone knows who the don is.***
> Andrew Tate[1]

Die Frage, an welchen Rollenbildern sich vor allem junge Menschen orientieren können oder gar sollten, ist eine moralisch-ethische Frage. Da sie als solche auch mit dem sowohl eigenen als auch einem kollektiven (Mit-) Sein in der Welt verknüpft ist, anders gesagt: auch identitätsstiftende, selbst- und weltbildende Dimensionen hat, spielen vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Aspekte in all ihrer Vielschichtigkeit und Multidimensionalität dabei eine große Rolle. Seit einigen Jahren bereits werden in diesem Zusammenhang auch Schlagworte wie „toxische Männlichkeit" und – seltener – „toxische Weiblichkeit"[2] debattiert.

Der vorliegende Artikel möchte seinerseits einige Schlaglichter auf diese Debatten werfen.[3] Dazu wende ich mich zunächst dem zu, was „klassische" Männlichkeit bzw. Weiblichkeit bedeutet (oder bedeuten soll), um danach auf einige Details der Debatte um Toxizität kritisch einzugehen, wobei auch Phänomene wie Andrew Tate und die sogenannten *tradwives* Erwähnung finden werden, die insb. Social-Media-Kanäle mit teils gigantischer Reichweite bespielen. Ein abschließender Ausblick soll Alternativen und Potenziale (nicht allein) jugendlichen Eigen-Sinns, auch bezogen auf Gender-Nonkonformität, betonen.

1 Zu Tate folgen Anmerkungen im Verlauf des Textes. Das Zitat ist folgendem Artikel entnommen: Misch Pautsch/Lex Kleren: Wie toxische Männlichkeit und Queerfeindlichkeit die Schule erobern, in: Lëtzebuerger Journal v. 22.08.2024, https://journal.lu/de/wie-toxische-maennlichkeit-und-queerfeindlichkeit-die-schule-erobern [Stand: 18.01.2025]. Der Ausdruck der „Spaßverderber*innen" im Titel bezieht sich auf Sara Ahmed: *Living a Feminist Life*, Durham/London 2017. Sie entwickelt darin die Figur der *feminist killjoy* als die einer radikalen Kritiker*in des Patriarchats, die dafür bewusst in Kauf nimmt, nicht von allen gemocht zu werden.

2 Tipp der Redaktion: Sophia Fritz: Toxische Weiblichkeit, München 2024.

3 Meine hier angestellten Überlegungen orientieren sich unter anderem an den Antworten auf einen Fragenkatalog von Kira Lorenz (Oberpfalzmedien), die Nicole Cucit, Studiengangskoordinatorin des Zusatzstudiums Genderkompetenz an der Universität Regensburg, P, Student*in der Sozialen Arbeit, und ich erarbeitet haben. Ein entsprechender Artikel wurde im Januar 2025 veröffentlicht, vgl. Kira Lorenz: *Trad Wives* und Andrew Tate: Wie uns toxische Rollenvorbilder beeinflussen, in: Amberg24 v. 16.01.2025, https://amberg24.de/trad-wives-und-andrew-tate-wie-uns-toxische-rollenvorbilder-beeinflussen/cnt-id-ps-9ed42a66-6cf3-4017-a81b-48b38ff82523 [Stand: 18.01.2025].

Regenbogenflaggen als Intersex-inklusive Version der *Progress Pride Flag* zum Pride in London in der Regent Street. Diese Flagge symbolisiert die Vielfalt der queeren Community. Sie steht also nicht allein für Schwule, Lesben und Bisexuelle, sondern auch für (queere) People of Color und Schwarze Personen, trans Personen, intergeschlechtliche und nicht-binäre Menschen. *Foto: Picture Alliance/ SULUPRESS/ Fotograf: Marc Vorwerk*

Was macht klassische Männlichkeit und was klassische Weiblichkeit aus?

„Klassische" Männlichkeit wird in der Regel durch Eigenschaften wie Durchsetzungsvermögen, Unabhängigkeit/Autonomie, Rationalität, emotionale Zurückhaltung und (körperliche) Stärke definiert. Dabei handelt es sich um Eigenschaften, die häufig eine Vorstellung von Macht und Dominanz – über andere/Andere[4], aber im Moment der **Selbst**beherrschung auch über sich selbst – voraussetzen. „Klassische" Weiblichkeit hingegen wird häufig mit Fürsorge und Emotionalität assoziiert; als Angehörige des noch immer sprichwörtlichen „schwachen Geschlechts" erscheinen die ihr zugeordneten Personen im Rahmen patriarchaler und heteronormativer Machtverhältnisse als schwächer (und damit entweder angeblich schutzbedürftiger oder, negativ gewendet, verfügbar, Material, Beute), als anpassungsfähiger, aber auch unkontrollierter, gar unkontrollierbar: Schwäche und Fügsamkeit können quasi jederzeit in Irrationalität und „Hysterie" umschlagen.

Diese im Abendland tradierten Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit sind kulturelle Konstruktionen, die im Rahmen (übrigens längst nicht endgültig ausgefochtener) sozialer und politischer Aushandlungen und Machtkämpfe entstanden sind. Das 18. Jahrhundert war dafür ein wichtiger Markstein: Paradoxerweise verschärfte sich im Zuge der europäischen Aufklärung und ihrer Ideale, darunter etwa *egalité*, die Dichotomie zwischen Männern und Frauen. Es gab jetzt nämlich ein Rechtfertigungsproblem: Wenn **alle** Menschen frei und gleich sein sollten, warum hatten dann nur **manche** von ihnen den vollen Zugang zu den bürgerlichen Rechten, zum Beispiel dem Wahlrecht? „Gelöst" wurde dies unter anderem durch die Entwicklung und Zuschreibung angeblich intrinsischer geschlechtlicher Eigenschaften. Die sich formierenden, als entgegengesetzte Pole entworfenen „Geschlechtscharaktere"[5] sahen folgendermaßen

4 Die doppelte Schreibweise „andere/Andere" soll signalisieren, dass es hier einerseits um die Herrschaft über Personen, Dinge, Welt geht; andererseits ist das sich so formierende Subjekt in seiner Formation auch angewiesen auf Andere, derer es **als Andere** bedarf, um sich von ihnen abzugrenzen und abzuheben.

5 Vgl. Karin Hausen: Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, hg. v. Werner Conze, Stuttgart 1976, S. 363–393.

aus: Reproduktion, Privatheit, Emotionalität und Natur wurden den Frauen zugeschrieben bzw. waren ab dann (intrinsisch) „weiblich" konnotiert; Produktion, Öffentlichkeit, Rationalität und Kultur waren ab dann (intrinsisch) „männlich" konnotiert. Verfestigt wurden diese Auffassungen, indem man sie mit „biologischen" (= biologistischen bzw. essentialistischen) Argumentationen zu untermauern suchte, etwa der einer angeblichen „weiblichen Sonderanthropologie".[6]

Auch in der Gegenwart des abendländischen bürgerlich-kapitalistischen und heteronormativ verfassten Patriarchats basieren Vorstellungen darüber, was es heißt, „männlich" bzw. „weiblich" zu sein, trotz allen emanzipatorischen Fortschritts auf solch vorläufig verfestigten Hierarchien und Machtungleichheiten, die, obzwar keinesfalls gänzlich starr oder unausweichlich, systemisch zu nennen sind: Patriarchat und Kapitalismus brauchen sie nämlich, um möglichst reibungslos funktionieren zu können (zum Beispiel die geschlechtliche Arbeitsteilung).

Darüber hinaus müssen diese Vorstellungen außerdem „geglaubt" werden, um gelebt werden zu können: Vergeschlechtlichung, also der Prozess, Individuen, Objekten und Tätigkeiten ein Geschlecht zuzuordnen, sie zu gendern, funktioniert nicht ausschließlich über Zwang oder Gewalt. Man wächst in solche Vorstellungen hinein, man lernt, an bestimmte normalisierte (Rollen-)Anforderungen als Ideale zu glauben. „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es", das schrieb Simone de Beauvoir bereits 1949.[7] Umso wichtiger ist es, diese Konstruktionen, das Werden des und zu Geschlecht(s), kritisch zu analysieren, zum Beispiel also zu fragen: Wie kann man die aktuellen Verknüpfungen von Geschlecht und Charakter in ihrer gleichzeitigen Kontingenz und Beharrlichkeit verstehen? Kann (und soll?) man diese Verknüpfungen ent-fesseln, lockern, (auf-)lösen – und, wenn ja, wie? Und was ist eigentlich mit all jenen Personen, die sich, aus welchem Grund auch immer, gar nicht oder nur unvollständig einem der beiden Pole der Weiblichkeit bzw. Männlichkeit zuordnen können oder wollen?

Wichtig zu betonen ist hier außerdem, dass schon die Begriffe „klassische" Männlichkeit und „klassische" Weiblichkeit in der Forschung ständig problematisiert werden (deswegen die Anführungszeichen). So spricht die Kritische Männlichkeitsforschung mit Raewyn Connell eher von „hegemonialer" als von klassischer Männlichkeit.[8] **Die** hegemoniale Figuration ist dabei nach wie vor indes der weiße, heterosexuelle, bürgerliche cis-[9] Mann – dabei handelt es sich allerdings gleichsam um eine Figuration, die sich in einer permanenten **Krise** zu befinden scheint. Diese Krise der Männlichkeit stellt einen ebenso wichtigen wie populär-populistischen Diskursstrang auch der dahingehenden deutschen Debatten dar. Das Phänomen ist dabei nicht neu: Als „**momentan akzeptierte** Antwort auf Legitimitätsprobleme des Patriarchats"[10] ist hegemoniale Männlichkeit andauernd umkämpft: Seit den Errungenschaften und Verwerfungen der europäischen Aufklärung muss sie ihren – vorläufig – paradigmatischen Subjektstatus gegen alle anderen/Anderen, die darauf Anspruch erheben könn(t)en, abgrenzen und verteidigen.

Die hier knapp dargelegten Rollenbilder werden dabei, wie angedeutet, nicht zuletzt dann problematisch, wenn man ihren arbiträren Charakter vernachlässigt und sie Individuen in ihrem Selbstverständnis und Handeln einschränken. Wenn Menschen sich nicht frei entfalten und ausdrücken können, steigt nicht nur das Verletzungsrisiko für ohnehin vulnerable Gruppen; Konflikte in diesem Spannungsfeld berühren und belasten menschliche Beziehungen und gesellschaftliches Zusammenleben im Allgemeinen – insofern jedenfalls, als dieses Gefüge (als Gemeinschaft Freier und Gleicher, womöglich sogar Geschwisterlicher)

6 Vgl. Claudia Honegger: Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750–1850, Frankfurt am Main/New York 1991. Ähnliches gilt für die Entwicklung des modernen Rassismus, der aus einer ähnlich gelagerten Rechtfertigungsproblematik „biologische" Menschen-„Rassen" konstruierte, um koloniale Ausbeutung und Gewalt zu rechtfertigen.

7 Simone de Beauvoir: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau, Reinbek bei Hamburg 1992 [1949], S. 334.

8 Vgl. Raewyn Connell: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Opladen 1999.

9 „Cis" bezeichnet als Adjektiv das Gegenteil von „trans", man identifiziert sich also mehr oder weniger bruchlos mit dem einmal zugewiesenen Geschlecht. In diesem Aufsatz beziehe ich mich mit den Ausdrücken „Frauen" bzw. „Männer" im Übrigen, wenn nicht explizit anders formuliert, auf alle Personen, die sich dementsprechend identifizieren, einschließlich cis und trans Personen.

10 Connell (wie Anm. 8), S. 98, H.d. V.

Demonstration in Berlin-Kreuzberg, Weltfrauentag, 8. März 2018
Foto: privat/ Agnes Böhmelt

ein demokratisches sein soll. Nicht zuletzt deshalb ist Gender zu einem zentralen Thema autoritärer Strömungen im Kulturkampf geworden.

Einschränkungen betreffen dabei auch cis- und endogeschlechtliche[11] Personen. Wissenschaftlich wird mittlerweile sowohl hinsichtlich körperlicher (*sex*) als auch psychisch-identitärer und politischer Merkmale (*gender*) zwar allgemein eher von Spektren denn von Polen ausgegangen: Die Biologie kennt mehr als nur zwei Geschlechter; in soziologischen Ansätzen ebenso wie in den alltäglichen gesellschaftlichen und persönlichen Aushandlungen und Auseinandersetzungen wird das, was als „männlich" oder „weiblich" gilt, eher in einem Feld oder Kontinuum angesiedelt. Vergeschlechtlichung wird aus dieser Perspektive also als ein prinzipiell unabgeschlossener und unabschließbarer Prozess (eben ein andauerndes Werden) verstanden und **erfahren**; man betrachtet Männlichkeit und Weiblichkeit mittlerweile also als gerade **nicht** eindeutig festlegbare, einander absolut ausschließende oder ahistorische Größen. Insofern jedoch auch Felder, Spektren oder Kontinuen nach wie vor konzeptionell und begrifflich zunächst mit den beiden (bzw. **nur** den beiden) Klassen von „Weiblichkeit" und „Männlichkeit" operieren, betreffen sie nachteilig insbesondere jene Personen, die sich ganz grundsätzlich nicht in diese binären Kategorien einordnen lassen wollen oder können – beispielsweise intergeschlechtliche, non-binäre und/oder (gender-) queere Personen. Diese Menschen sehen sich dementsprechend auch in als fluide/r, ambivalent und widersprüchlich konzipierten Kategorien „Mann" und „Frau" nicht repräsentiert; Diskriminierungs-, Disziplinierungs- und Unsichtbarkeitserfahrungen, mit denen sie oft konfrontiert sind, sind insofern aktuell nahezu unvermeidbar.

11 „Endo" bezeichnet das Gegenteil von „intergeschlechtlich", also Personen mit eindeutigen körperlichen Geschlechtsmerkmalen.

„Toxische Männlichkeit“

Auf Seiten derer, denen in dieser Gemengelage seit einigen Jahrhunderten[12] mindestens an einer Aufweichung, wenn nicht der Auflösung verfestigter geschlechtlicher Rollenbilder und Identitäten gelegen ist, kursiert seit einiger Zeit der Begriff des „Toxischen“. Dieser Ausdruck soll Arten des Männlich- oder des Weiblich-„Seins“ bezeichnen, die als schädlich, als nachteilig, eben als „giftig“ wahrgenommen werden; laut Duden steht „toxisch“ unter anderem für „bösartig, gefährlich, schädlich, zermürbend“.[13] Toxische Männlichkeit (die weitaus häufiger im Zentrum der entsprechenden Debatten steht als Weiblichkeit) äußere sich beispielsweise in aggressiv-herrischem (sic) Auftreten, Kontrollwahn, emotionaler Kälte, Übergriffigkeit und, nicht zuletzt, Gewalt – gegen andere/Andere (insb. FLINTA*[14]), aber auch gegen sich selbst.[15]

Anhand dieser Aufzählung lassen sich einige analytische Fallstricke ausmachen – und analytische Fallstricke ziehen in den allermeisten Fällen auch solche in Praxis und Politik nach sich. Vergleicht man also zunächst die eben genannten Attribute „toxischer“ Männlichkeit mit den am Anfang dieses Textes aufgeführten der „klassischen“/hegemonialen Männlichkeit – Durchsetzungsvermögen, emotionale Zurückhaltung, (körperliche) Stärke usw. – fällt auf, dass es sich bei ersteren um graduelle Steigerungsformen letzterer handelt, die, auch wenn sie als „Über-“ oder „Unmaß“ bzw. „Auswuchs“ betrachtet werden, doch eben das bleiben: Steigerungsformen eines nämlichen Prinzips. Um bei botanischen Metaphern zu bleiben: Um das Problem radikaler anpacken zu wollen, also von der Wurzel aus, müsste man anders daran herangehen.

Demonstration unter Coronabedingungen am Weltfrauentag, Nürnberg, 8. März 2021
Foto: Picture Alliance/Geisler-Fotopress | Dwi Anoraganingrum/Geisler-Fotop

Dem im Weg steht darüber hinaus allerdings das durchaus verwandte Problem, dass „toxische Männlichkeit“ häufig individualisiert wird, anstatt (patriarchale Macht-)Strukturen **als Strukturen** in den Blick zu nehmen.[16] Freilich ist es auf den ersten Blick einfach, die Angelegenheit zu personalisieren. Jemand wie der eingangs zitierte Andrew Tate, ein chauvinistischer und frauen- sowie queerfeindlicher Influencer, der wegen frauenverachtender Äußerungen von verschiedenen Sozialen Plattformen entfernt und mehrfach wegen Menschenhandels und sexualisierter Versklavung verhaftet wurde, ist, um den so oft angeführten „gesunden Menschenverstand“ zu zitieren, ganz offenbar ein *bad guy*. Seine Inhalte sind geprägt von der

12 Für ein Beispiel aus dem 19. Jahrhundert, das die Assoziation von Weiblichkeit und Schwäche/Schutzbedürftigkeit eindrücklich zurückweist (und gleichzeitig deutlich macht, dass diese eigentlich nie für **alle** Frauen galt, sondern ein Privileg weißer, bürgerlicher Frauen war), vgl. Sojourner Truth: Bin ich etwa keine Frau*? (1851), in: Schwarzer Feminismus. Grundlagentexte, hg. v. Natasha A. Kelly, Münster 2019, S. 17 f.

13 Duden: „toxisch“, https://www.duden.de/rechtschreibung/toxisch, o. J. [Stand: 07.11.2024].

14 Akronym für Frauen, Lesben, intergeschlechtliche, nichtbinäre, transgeschlechtliche und agender Personen; der Asterisk symbolisiert alle, die sich in dieser Aufzählung nicht wiederfinden, aber im Rahmen patriarchaler und cis-endo-heteronormativer Machtverhältnisse Marginalisierung erfahren.

15 Vgl. Jack Urwin: *Boys don’t cry*. Identität, Gefühl und Männlichkeit, Hamburg 2017.

16 Der Duden-Artikel nennt so etwa als Beispiele für die eben zitierte Definition neben „Männlichkeit“ auch „Beziehungen“, Duden (wie Anm. 12), wobei letztere nach wie vor und gegen jede feministische Kritik daran dem Bereich des Privaten, nicht dem des Politischen zugeschlagen werden.
Zusätzlich ist außerdem die problematische Herkunft des Begriffs „toxische Männlichkeit“ aus dem Zusammenhang der sogenannten „Mythopoeten“ zu berücksichtigen, eines maskulinistischen Zweigs der Männerbewegung, dem „der“ Feminismus (insb. nach 1968) als verantwortlich für eine Entfremdung von Männern von „echter“ Männlichkeit gilt, vgl. Tracy E. Gilchrist: *What Is Toxic Masculinity*, in: The Advocate v. 11.12.2017, https://www.advocate.com/women/2017/12/11/what-toxic-masculinity [Stand: 28.10.2024].

Verharmlosung von Gewalt und der Verherrlichung problematischer Klischees von (heteronormativer cis) Männlichkeit durch die Propagierung stark stereotypisierter Männerbilder. Das alles schmälert nicht unbedingt seine Attraktivität – vor allem bei einem adoleszenten männlichen Publikum genießt er enorme Reichweite. Will man dieses Phänomen verstehen (und bekämpfen), macht man es sich aber meiner Auffassung nach zu leicht, wenn man das Augenmerk allein auf diesen „Auswuchs", diese „Wucherung" lenkt – *pars pro toto*, das mag vielleicht gelten, nicht jedoch, wenn man dabei das *totum*, das Ganze, das System aus dem Blick verliert.[17] Eine radikale Herangehensweise an solche Verhaltensmuster müsste demgegenüber, wie gesagt, schon die Verflechtung bestimmter Charakterzüge mit Männlichkeit, wie sie das patriarchale Rollenbild der „klassischen" bzw. hegemonialen Männlichkeit vorsieht, infrage stellen – und damit das Patriarchat als Struktur.

Ein kurzer Exkurs zu *Tradwives*

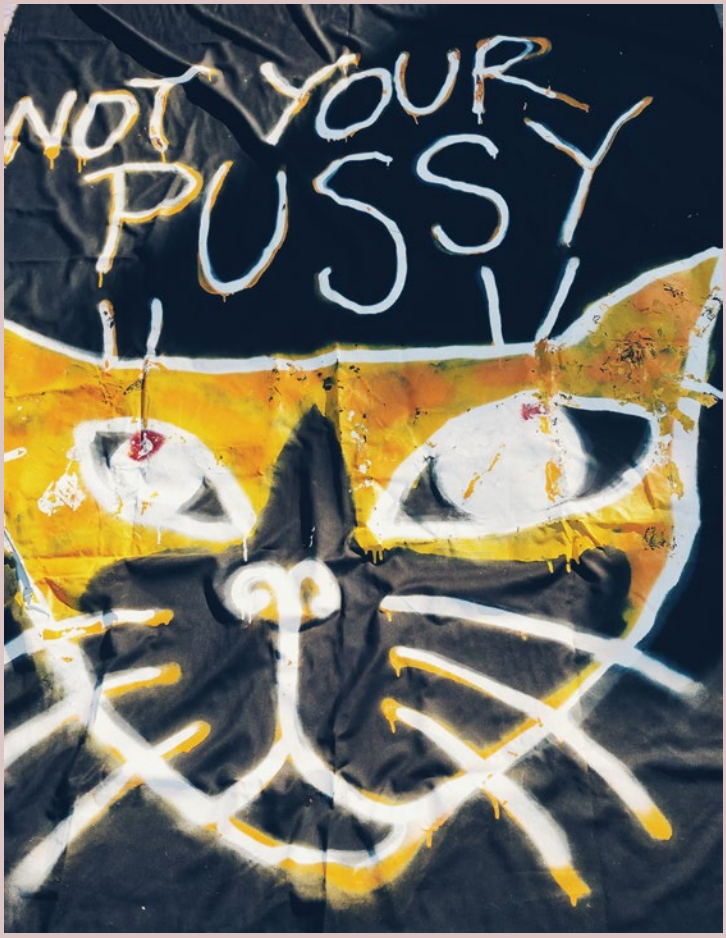
> ***We now spend our time flirting not fighting.***
> Alena Pettitt[18]

Eine Re-Vitalisierung längst überkommen geglaubter patriarchaler Geschlechterrollenbilder findet dabei nicht allein von männlicher Seite aus statt. *Tradwife*-Inhalte wie zum Beispiel die von Alena Pettitt sind wesentlich anschmiegsamer, wesentlich weniger offensiv also solche von *bad guys* wie Andrew Tate; wenn hier ein Gift verabreicht wird, dann schmeckt es in jeder Hinsicht süß, und zwar sehr süß – weil Auftritte wie ihrer, in denen Frauen sich selbst als schöne und häusliche Perfektionistinnen präsentieren, gern in Rosa gekleidet, gern vor Pastellhintergrund, „nicht nostalgisch gemeint [sind], sondern [...] sich als Zukunftskonzept für eine zufriedene und gar moderne Weiblichkeit [ausgeben]: **Nicht Feminismus, sondern Feminität!**"[19] *Tradwives* neigen dabei dazu, ungeachtet anderer Konstellationen wie Patriarchat und Neoliberalismus „den Feminismus" für die Herausforderungen und Ungerechtigkeiten verantwortlich zu machen, mit denen Frauen

17 Dies betrifft teilweise auch solche, insb. aktivistische und linke, aber nach wie vor strukturell maskulin geprägte Kontexte, die sich dem eigenen Selbstverständnis nach als progressive Elemente im „Geschlechterkampf" begreifen und sich affirmativ auf das Konzept beziehen: „Toxische Männlichkeit" fungiert auch hier im Kontext der Rhetoriken der Krise; allzu oft kommt es auch hier zur Abwehr feministischer Analysen und Kritik von Macht. Der Ansatz kann dann gar zu einer Immunisierungsstrategie werden: Man(n) selbst gehöre doch zu den guten Männern/gar „Feministen", man habe das jetzt alles gelesen, durchgearbeitet und verstanden – wodurch einerseits feministische, nach wie vor bestehende Kritik auch in und an solchen Zusammenhängen zum Schweigen gebracht werden soll, während es andererseits sogar zur Legitimierung eigenen „mackerigen" Verhaltens bis hin zu sexualisierten Übergriffen kommen kann, vgl. Paul Hentze/Kim Posster: Male Detox – Toxische Männlichkeit und Männer zwischen Reform und Revolution, in: analyse & kritik – Zeitung für linke Debatte & Praxis, Nr. 644 v. 11.12.2018, https://archiv.akweb.de/ak_s/ak644/24.htm [Stand: 28.10.2024].
Mit diesem Phänomen der Immunisierung verwandt ist nicht zuletzt auch die vor dem Hintergrund des aktuellen Rechtsrucks zu problematisierende „Auslagerung" problematischen männlichen Verhaltens an rassisierte Andere, also das *othering*/die Enthnisierung von Sexismus. Nach wie vor auch in Deutschland und seiner weißen Majoritätsbevölkerung bestehende Geschlechtergerechtigkeits- und -gleichheitsdefizite bzw. die Enttäuschung über uneingelöste Emanzipationsversprechen können so in Richtung marginalisierter, vor allem „orientalischer" Männlichkeiten ausgelagert werden, vgl. Gabriele Dietze: Okzidentalismuskritik. Möglichkeiten und Grenzen einer Forschungsperspektivierung, in: Kritik des Okzidentalismus. Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht, hg. v. ders., Claudia Brunner u. Edith Wenzel, Bielefeld 2009, S. 23–54, hier S. 35 f.

18 *Tradwife* ist die Kurzform für *traditional wife*, zu Deutsch „traditionelle Ehefrau". Das Zitat von Pettitt findet man bei Sadie Nicholas: *Darling, I'll do anything to make you happy! How the Tradwives sacrifice their own careers to satisfy their husbands' every whim ... and insist it's the secret of marital bliss*, in: Daily Mail v. 24./25.01.2020, https://www.dailymail.co.uk/femail/article-7926581/How-Tradwives-sacrifice-careers-satisfy-husbands-whim.html [Stand: 18.01.2025].

19 Gabriele Dietze: Feminität als politisches Kapital – rechtspopulistische Modelle, in: Populismus kritisieren. Kunst – Politik – Geschlecht, hg. v. Evelyn Annuß/Ralf von Appen/Sarah Chaker/Silke Felber/Andrea Glauser/Therese Kaufmann/Susanne Lettow, Bielefeld/Wien 2024, S. 155–175, hier S. 158, H. i. O.



Demoplakat, 8. März 2025. *Foto: privat/ Agnes Böhmelt*

heutzutage konfrontiert sind, darunter etwa die Frage der Vereinbarkeit von Beruf und Familie und die nach wie vor ungleiche Verteilung von Care- bzw. (Für-)Sorge-Arbeit.[20] Anstatt jedoch dagegen aufzubegehren, zelebrieren sie als Reaktion (oder Kompensation?[21]) das Hausfrauen-Dasein, also eine Art von Weiblichkeit/Feminität, die sich deutlich an patriarchal-heteronormativen Familien- und Ehekonstellationen orientiert. Auch hierbei ist also zu konstatieren, dass es sich um eine Überaffirmation „klassischer" Genderrollen, in diesem Fall Weiblichkeitsstereotype, handelt. Um eine sinnvolle Kritik daran zu üben, genügt es jedoch aus feministischer Perspektive wiederum nicht, sich allein auf Einzelpersonen zu fokussieren und diese im Versuch, selbst- und fremdschädigendes „übertrieben" feminines Verhalten zu skandalisieren, unter dem Schlagwort „toxische Weiblichkeit" für ihr individuelles Verhalten zu beschämen.[22] Stattdessen bedarf es, um das noch einmal zu betonen, zum einen kritischer Analysen der Zusammenhänge von Patriarchat, Heteronormativität, Kapitalismus und Rassismus[23], wie sie insb. intersektional informierte feministische oder Gender Studies anstellen.[24]

20 Vgl. Catherine Rottenberg/Shani Orgad: *Tradwives: the women looking for a simpler past but grounded in the neoliberal present*, in: The Conversation v. 07.02.2020, https://theconversation.com/tradwives-the-women-looking-for-a-simpler-past-but-grounded-in-the-neoliberal-present-130968 [Stand: 28.10.2024].

21 Dietze spricht in diesem Zusammenhang auch von der Möglichkeit einer „*emancipation fatigue*", „einer Sehnsucht [danach], scheinbar endlose und mühselige Aushandlungen über die Verteilung der reproduktiven Arbeit in einer emanzipierten Beziehung hinter sich zu lassen", Dietze (wie Anm. 18), S. 159, H. i. O.

22 Vgl. Anonyma*: Toxische Weiblichkeit/toxic femininity, in: Projekt 100% MENSCH – Queere Bildung, Empowerment und Sichtbarkeit, o. J., https://100mensch.de/toxische-weiblichk/ [Stand: 23.01.2025].

23 *Tradwife*-Inhalte weisen neben allem Genannten allzu häufig eine Affinität zu rechtsextremem/rassistischem Gedankengut auf. Sie dienten dabei, so drückt es Nancy Love aus, „*to soften and normalize white supremacy, often in ironic and insidious ways.*" Nancy S. Love: *Shield Maidens, Fashy Femmes, and TradWives: Feminism, Patriarchy, and Right-Wing Populism*, in: Frontiers in Sociology (2020), H. 5, zit. nach Dietze (wie Anm. 19), S. 159. Zwar mag dieser Aspekt sicherlich nicht immer intendiert sein, nichtsdestotrotz bieten *tradwife*-Präsenzen auf Instagram und TikTok (bzw. die Algorithmen dieser Plattformen) aber sozusagen einladend geöffnete „Einfallstore" auch in Richtung solcher Inhalte.

24 Selbstverständlich ist es im Rahmen dieses Artikels nicht möglich (und auch gar nicht Thema), das weitläufige und durchaus disparate Feld der gegenwärtigen Gender Studies auch nur angehend angemessen darzustellen. Für die genannten Zusammenhänge seien daher an dieser Stelle nur zwei maßgebliche Werke angeführt: Judith Butler: *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*, London/New York 1990; Kimberlé W. Crenshaw: *Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color*, in: Stanford Law Review 43 (1991), H. 6, S. 1241–1299.

Ausblick: Potenziale von Eigen-Sinn und Gemeinschaft

Zum anderen bedarf es der Anerkennung und politischen Unterstützung von aktivistischen Strategien, die eine gewisse Eigen-Sinnigkeit betonen und leben. Häufig handelt es sich dabei um zunächst oder jedenfalls auch identitätspolitisch argumentierende Kämpfe: Frauenbewegungen, Klassenkämpfe, antirassistische und/oder homosexuelle Emanzipationsbewegungen haben vielleicht bei aller Unterschiedlichkeit das gemeinsam: die universalistischen Versprechen der Aufklärung von Freiheit, Gleichheit und Geschwisterlichkeit **für alle** Menschen gerade ernst zu nehmen und **aus diesem Grund** auch – nicht ausschließlich! – **für sich selbst** einzufordern.[25]

In der Mannigfaltigkeit widerständiger Strategien, die sich gegen verfestigte patriarchale Normalisierungen wenden, sind abgesehen davon aber vor allem auch solche bemerkenswert, die, häufig lose über den *umbrella term* „Queer" verknüpft, Gemeinschaft und Solidarität in Zusammenhängen er/finden, die jenseits von Identität und Repräsentation liegen: „Seinsweisen" bezeichnen, so Gabriele Dietze, Elahe Haschemi Yekani und Beatrice Michaelis mit Bezug auf den Queer-Theoretiker José Esteban Muñoz, „Formen des Zusammenseins, die statt auf einer identitären Logik auf Vorstellungen einer politischen Gemeinsamkeit basieren."[26] Der Austausch mit Gleichgesinnten (über Ziele und Wünsche – sowie natürlich auch über Unsicherheiten, Mutlosigkeit und Ängste; eine kollektiv geteilte vergeschlechtlichte, rassisierte, sexuelle oder auch Klassenidentität muss dabei gerade nicht zwingend als gemeinsame Basis fungieren!) bildet dafür eine wichtige Grundlage. Gerade in solidarischen und unterstützenden Gemeinschaften können – nicht allein – junge Leute die Erfahrung machen, ihre Individualität und Vielfalt wechselseitig zu schätzen, und lernen, sich selbst unabhängig/er von gesellschaftlich normalisierten Anforderungen, ob nun bezogen auf Geschlecht oder was auch immer, zu definieren.[27] Auch auf den ersten Blick kleine oder nebensächliche Akte, eine Gender-Nonkonformität, die sich beispielsweise im Parodieren „weiblichen" Schönheitshandelns durch Dragqueens oder in der Vermeidung oder Verweigerung binärer Pronomen äußern kann, vor allem aber auch gewählte und gelebte Verwandtschaften jenseits heteronormativ-patriarchaler Kleinfamilien sind Aspekte, die in diesem Zusammenhang von Bedeutung sind. Solche affektiven Gemeinschaften stehen mit der feministischen Autorin Donna Haraway für „eine andere mögliche Strategie der Koalitionsbildung: Affinität statt Identität. […] Affinität: eine Beziehung auf der

25 Auch auf das Thema Identitätspolitik(en) kann im Rahmen dieses Artikels nicht näher eingegangen werden; die hier angerissene Argumentation kann man aber beispielsweise anhand folgender Aufsätze nachvollziehen und weiterverfolgen: Jens Kastner/Lea Susemichel: Zur Geschichte linker Identitätspolitik, in: APuZ – Aus Politik und Zeitgeschichte, 9–11/2019, S. 11–17, https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/286503/zur-geschichte-linker-identitaetspolitik/ [Stand 23.01.2025]; Silke van Dyk: Identitätspolitik gegen ihre Kritik gelesen. Für einen rebellischen Universalismus, in: APuZ – Aus Politik und Zeitgeschichte, 9–11/2019, S. 25–32, https://www.bpb.de/apuz/286508/identitaetspolitik-gegen-ihre-kritik-gelesen-fuer-einen-rebellischen-universalismus?p=all [Stand: 23.01.2025].

26 Gabriele Dietze/Elahe Haschemi Yekani/Beatrice Michaelis: Seinsweisen oder Kategorien: Intersektionalität und ihre Methoden queeren, in: Handbuch Intersektionalitätsforschung, hg. v. Astrid Biele Mefebue/Andrea D. Bührmann/Sabine Grenz, Wiesbaden 2022, S. 111–130, hier S. 112; vgl. José Esteban Muñoz: *Cruising Utopia. The Then and There of Queer Futurity*, New York/London 2009.

27 Erinnert sei in diesem Zusammenhang auch an einen der großen Denker des Widerstands und der Macht, Michel Foucault, der in den Kämpfen ab 1968 gerade solche am Werk sah, „die den Status des Individuums in Frage stellen. Einerseits treten sie für das Recht auf Anderssein ein und betonen alles, was die Individualität des Individuums ausmacht. Andererseits wenden sie sich gegen alles, was das Individuum zu isolieren und von den anderen abzuschneiden vermag, was die Gemeinschaft spaltet, was den Einzelnen zwingt, sich in sich selbst zurückzuziehen, und was ihn an seine eigene Identität bindet." Michel Foucault: Subjekt und Macht, in: ders., *Dits et Écrits*. Schriften. Vierter Band: 1980–1988, hg. v. Daniel Defert/François Ewald, Frankfurt a. M. 2005, S. 269–294, hier S. 274.

Antipatriarchalischer Kampfspruch auf einer Demonstration in Regensburg, 8. März 2025
Foto: privat/ Agnes Böhmelt

Grundlage von Wahl, nicht von Verwandtschaft, die Anziehungskraft einer chemischen Gruppe für eine andere, Begierde."[28]

Gerade der letzte Ausdruck in dieser Aufreihung, Begierde, verweist dabei für mich auf das in jeder Hinsicht des Wortes bewegende Potenzial einer solchen Sehnsucht. Ist sie nur stark genug, dann entfaltet sie eine selbst- und weltverändernde Kraft. Eine Kraft also, die in der Lage dazu ist, im oben ersehnten Sinn radikal zu sein – die Wurzeln von patriarchalen bzw. Gender- und anderen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten anzugehen. Mag sein, man verdirbt damit manche*m den Spaß. Mein Argument demgegenüber ist allerdings, dass Befreiungspotenzial für **alle** Menschen darin liegt, der Vielfalt solidarischer geschlechtlicher, sexueller und anderer Seins- und Lebeweisen Anerkennung zu zollen, die ja tatsächlich auch längst gelebte Realität sind – und dabei andere Arten des Werdens verkörpern als das zu (nur einem) Geschlecht. „Das Hauptziel", so Michel Foucault, „besteht heute zweifellos nicht darin, herauszufinden, sondern abzulehnen, was wir sind. Wir müssen uns **vorstellen und konstruieren**, was wir sein **könnten** […]."[29] Der dadurch eröffnete Raum könnte einer sein, in dem Formen des Werdens möglich sind, die wir uns aktuell vielleicht gar nicht ausmalen können. Dabei droht zweifellos auch das Risiko immer vereinzelter und kleinteiliger Differenzierungen, die neoliberalen Marktstrategien nichts mehr entgegenzusetzen haben.[30] Wird er gemeinsam gestaltet, kann dieser Raum aber zu einem werden, in dem alle Menschen frei, gleich und geschwisterlich sind – endlich. Unendlich.

28 Donna Haraway: Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften, in: Dies.: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen, hg. v. Carmen Hammer/Immanuel Stieß, Frankfurt am Main/New York 1995, S. 33–72, hier S. 40 f.

29 Foucault (wie Anm. 27), S. 280, H. d. V.

30 Vgl. Hito Steyerl: Die Gegenwart der Subalternen, in: Gayatri Chakravorty Spivak: *Can the Subaltern Speak?* Postkolonialität und subalterne Artikulation, Wien 2008, S. 7–16.

[ZUR DISKUSSION GESTELLT]

FRAUSEIN

von Sarah Pines

„#metoo im wirklichen Leben", Paris, Place de la République, 29. Oktober 2017
Foto: Picture Alliance/Hans Lucas/Fotograf: Denis Meyer

Beginnen wir sachte polemisch: Alle dürfen Frau sein, nur die Frau nicht, zumindest nicht so, wie bisher. Nackt, halbnackt darf sie sich nicht mehr zeigen, und als liebende, vom Kindhaben erfüllte Mutter schon mal gar nicht auftreten. Tut sie es, wird sie als promiskuös verhöhnt oder als naiv-konservativ verlacht. Über ihre Periode als spezifisch weiblich sprechen, über «weibliche Einsichten» – «weibliches Schreiben», wie es die feministischen Theoretikerinnen der 70er Jahre in Frankreich nannten, Hélène Cixous, Luce Irigaray, Julia Kristeva – lässt sie besser. Der Tenor: nicht inklusiv, diskriminierend, vor allem, wenn sie es noch wagt, zu erwähnen, als Frau geboren zu sein und Proklamierungen von Frausein als innere, vom Körper losgelöste Wahrheit hinterfragt. Das einzig biologisch-weibliche Phänomen, das die Frau in den letzten Jahren bis zum Erbrechen besprechen darf und dafür fast schon erleichtert ob ihres diskursiven Muts abgefeiert wird, ist die Menopause, der Moment, in dem ihre reproduktiven Organe aufhören, zu funktionieren und ihre Biologie noch ein Stück irrelevanter wird.[1]

1 Vgl. https://www.welt.de/kultur/plus255081580/Das-neue-Menopausen-Selbstbewusstsein.html (Stand: 13.06.2025).

Sprachlich kommt die «Frau» in den Bereichen, die sie doch eigentlich, zumindest aus biologischer Sicht, ausmachen, kaum mehr vor. Auf Geburtenstationen liegt – in angelsächsischen Ländern, insbesondere den USA – nicht mehr die «Mutter von», sondern das «Elternteil von», «*breast-feeding*» heißt «*chest-feeding*», in gynäkologischer Umgangssprache ist die Frau zur «*menstruating person*» geworden, reduziert auf den monatlichen Tropfen Blut.[2] Hier wird im Namen der Inklusivität exkludiert – der Begriff «*menstruating person*» soll Transmänner einschließen, lässt aber diejenigen Frauen außer Acht, die nicht menstruieren, weil sie alt oder krank sind.

«*What is a Woman?*»

Was ist die Frau, körperlich, geistig, macht diese Unterscheidung überhaupt Sinn, was muss sie sein, was darf sie überhaupt noch sein? Zusammenhängende Fragen, die im Zentrum der von Geschlechterfragen besessenen Kulturkriege der westlichen Welt stehen und die keine befriedigende Antwort finden. Ausgelöst durch die Transgenderbewegung ist der weibliche Körper als biologische Gegebenheit umstritten und unbeliebt, für die, die ihn affirmieren, ist er allerdings un-imitierbar, weder auf Ebene des Gefühls, noch operativ: Eierstöcke, weibliche Fortpflanzungsorgane sind allein der als biologische Frau geborenen Frau vorbehalten.

Das sieht die Transgenderbewegung anders: Gesellschaftlich gilt oder galt lange die Prämisse: Transgender – das Auseinanderfallen von biologischem Geschlecht und erfahrener geschlechtlicher Identität – ist eine innere, intime Realität, die die Gesellschaft akzeptieren und entsprechend danach handeln muss. In den USA ist dies nun vorbei; die neue Regierung hat den Geschlechterkampf, wie man es sehen will, beendet oder eskaliert: Am Tag seines Amtsantritts unterzeichnete Donald Trump ein Dekret, dass die US-Regierung in ihren Einrichtungen und an öffentlichen Institutionen fortan nur noch die zwei biologischen Geschlechter «Mann» und «Frau» anerkennen werde. Ferner hält das Dekret fest, dass Männern, die sich als Frauen identifizierten, fortan der Zutritt zu

Cover des Vanity-Fair-Magazins an einem Kiosk in New York mit Caitlyn Jenner, früher Bruce Jenner, 9. Juni 2015
Foto: Picture Alliance/ Photoshot

«*intimate single-sex spaces and activities designed for women, from women's domestic abuse shelters to women's workplace showers*»[3] zu verwehren sei. Die nicht ganz explizit formulierte Begründung: Die Aberkennung biologischer Gegebenheiten und die Anerkennung von Männern, die als «Frau» biologischen Frauen vorbehaltene Räume besetzten, sei ein chauvinistischer Gestus, der die Frau entwürdige und ihren Missbrauch erleichtere. Auf Dokumenten und Reisepässen ist nur noch die Angabe des biologischen Geschlechts erlaubt.

Für Kritiker ist die große Schwäche der Transgenderbewegung ihr Gesinnungs-Charakter: Woher sie wisse, ob ein biologischer Mann, der sagt, er sei eine Frau, auch wirklich eine Frau sei, fragt der konservative Matt Walsh in dem Dokumentarfilm „*What is a Woman*" (2022) die progressive Kindertherapeutin Gert Comfrey. Nun, von den Trans-Leuten selber, antwortete diese. „*What is a Woman?*" diskutiert Menschen, die sich mit ihrem biologischen Geschlecht nicht identifizieren, im falschen Körper leben und sich zur Prämisse machen: Andere müssen mich sehen, wie ich mich selbst sehe. Natürlich kann niemand wissen, wie sich dies anfühlt, wie „echt" dieses Gefühl ist, außer der Person, die es durchlebt. Frau (Mann) ist, wer sich als Frau (Mann) fühlt. Dass ein biologischer Mann,

2 Vgl. https://www.nzz.ch/feuilleton/frauen-was-ihnen-bleibt-wenn-alle-frau-sein-duerfen-ld.1664583 (Stand: 13.06.2025).

3 https://www.whitehouse.gov/presidential-actions/2025/01/defending-women-from-gender-ideology-extremism-and-restoring-biological-truth-to-the-federal-government/ (Stand: 13.06.2025).

der sagt, er sei eine Frau, auch wirklich eine Frau ist, weiß das Umfeld nur von diesem Menschen selbst. Wenn Geschlecht als Gefühl, als subjektiv gelebte Erfahrung begriffen wird, geht es letztlich um eine Ideologie, die versucht, sich die Aura der Wissenschaftlichkeit zu verleihen, dabei aber immer wieder versagt, versagen muss.[4] Wann spricht das authentische Gefühl, wann die Ideologie? Wie kann man sicher sagen, dass ein Mensch nicht aus der Ideologie heraus spricht? Interessant ist auch, warum es der Transgenderbewegung so wichtig ist, den Begriff der Frau, des Frauseins zu besetzen? Warum muss eine Transfrau auch „Frau" sein? Warum die Geschichte des „Weiblichen" auslöschen?

Anlässlich des Covers der Zeitschrift Vanity Fair im Juli 2015, das Caitlyn (vormals Bruce) Jenner im champagnerfarbenen Korsett, lasziver Pose und Löwenmähne zeigte, warf die amerikanische Autorin Elinor Burkett dem Ex-Athleten ein unsinnig altmodisches Frauenbild vor. Jenner definiere Frausein auf klischeehafte Weise, träume von Mädchengesprächen über Haarfrisuren, fasele von ihrem weiblichen Hirn, ohne je reale weibliche Erfahrungen gehabt zu haben: die Panik nach vergessenen Pillen, Angst vor Vergewaltigung, Ungleichbehandlung am Arbeitsplatz, und so fort.[5] Die körperlichen Gegebenheiten von Mädchen, Teenagern und jungen Frauen produzierten Realitäten, die kein Mann und kein sich als Frau identifizierender Mann je haben könne.

Bereits 1973 und im gleichen Duktus kommentierte die Dichterin und Aktivistin Robin Morgan auf einem Kongress für lesbische Frauen an der amerikanischen Westküste den geplanten Auftritt der Trans-Sängerin Beth Ellliot mit den Worten: "*I will not call a male 'she'; thirty-two years of suffering in this androcentric society, and of surviving, have earned me the title "woman"; one walk down the street by a male transvestite, five minutes of his being hassled (which he may enjoy), and then he dares, he dares to think he understands our pain? No, in our mothers' names and in our own, we must not call him sister.*"[6]

Die verschiedenen Frauenbewegungen, ausgehend mit den Suffragettenbewegungen der 1910er Jahre, hin zum Feminismus der 60er, der 80er und der Gegenwart mit und seit #MeToo brachten immer wieder neue Frauentypen jenseits des heterosexuellen Hausfrauenstereotyps hervor: die arbeitende Frau, oder anpackende Frau, die Femme Fatale, den junge Männer abschleppenden Cougar, die Mannsfrau, die Akademikerin, Lesbe, Obdachlose, Kinderlose und so fort. Es schien so, wie Judith Butler es in ihrem wegweisenden Buch „*Gender Trouble*" meinte – und wie es die Transgenderbewegung immer wieder missinterpretiert: Frausein ist Verschränkung gesellschaftlicher, aber eben auch biologischer Gegebenheiten. Auch für renommierte Feministinnen wie Robin Morgan, Germaine Greer, Sheila Jeffreys, Julie Bindel, oder Alice Schwarzer sind Frauen (genau wie Männer) komplexe Gewebe aus sozialen und biologischen Gegebenheiten. „Gender" (Geschlecht als soziales Konstrukt) und „Sex" (Geschlecht als biologische Realität) gehören demnach zusammen, die Sozialisierung der Frau ist von ihrer Biologie nicht zu trennen und schafft Erfahrungen, die keine Transfrau je haben kann.

Das große Missverständnis: Simone de Beauvoir[7]

Dennoch oder gerade wegen der im Zuge der Transbewegung diskursiv vorgenommenen Entbiologisierung des Frauenkörpers ist «Frausein» zum Selbstbedienungsladen geworden, wie es Julia Kristeva in einem Interview bereits im Jahr 2015 feststellte:[8] Ob Radikalmutter, Emanze, Androgynität, heute stehe Weiblichkeit zur Wahl wie ein Paar Schuhe, der biologisch gegebene Frauenkörper aber falle hintenüber. Hier missverstehen Teile des gegenwärtigen Feminismus und die Transgenderbewegung diejenige Philosophin, auf die sie sich gemeinhin berufen, um Frausein als innere und nicht als biologische Wahrheit auszuweisen.

Der Disput um „Identität" und „Geschlecht" begann strenggenommen bereits 1949, als mit

4 Siehe hierzu: https://denkfabrik-r21.de/usa-land-der-zwei-geschlechter/ (Stand: 13.06.2025).

5 Vgl. https://www.nytimes.com/2015/06/07/opinion/sunday/what-makes-a-woman.html (Stand: 13.06.2025).

6 Zit. nach: Michelle Goldberg, „*What is a Woman?*", in: The New Yorker, 4. August 2014, S. 24-28.

7 Siehe hierzu: https://www.kas.de/de/web/geschichtsbewusst/essay/-/content/missverstaendnisse-der-geschlechterdebatte (Stand: 13.06.2025).

8 Vgl. https://www.welt.de/kultur/article156700866/Genderglamour-Der-Feminismus-hat-das-Mutterglueck-vernachlaessigt.html (Stand: 13.06.2025).

Demonstranten am Internationalen Tag der Sichtbarkeit von Transgender-Personen, New York, 31. März 2025
Foto: Picture Alliance/Nur-Photo/ Fotografin: Melissa Bender

Simone de Beauvoirs „*Le Deuxième Sexe*" ein Großwerk des Feminismus erschien. Darin findet sich der berühmte Satz „Man wird nicht als Frau geboren, man wird es" („*On ne naît pas femme, on le devient*"),[9] der seit längerem schon inflationär kursiert. Auf Modepostern oder in Kosmetikwerbungen schwingt er mit, auf Dates ist er Subtext, in der gegenwärtigen Debatte spielt er die herausragende Rolle des Totschlagarguments: Jeder kann Frau werden, wer will.

Ein großes Missverständnis, denn de Beauvoir war, was den Geschlechterbegriff anging, konservativ, führte die existentialistische Philosophie ihres Lebenspartners Jean-Paul Sartre fort, ohne einen neuen Feminismus begründen zu wollen.[10] Bereits zu Beginn ihres Buches schreibt sie, den Feminismus beiseite zu lassen, dort würde sich nur gestritten: „*La querelle du féminisme a fait couler assez d'encre, a présent elle est a peu près close. N'en parlons plus.*"[11] Der Satz „Man wird nicht als Frau geboren, man wird es", ist ohne Sartres ebenso berühmten Satz „Die Existenz geht der Essenz voraus" („*L'existence précède l'essence*"), aus dem Buch „Das Sein und das Nichts" (1943) nicht zu denken. Sartres vertrat den Gedanken apriorischer Willensfreiheit, aus dieser heraus wir Handlungen wählen, die uns zu dem machen, was wir sind. Kein Gott, kein Unterbewusstes und keine Produktionsverhältnisse bestimmen in dieser Sicht unser Leben, sondern unser Wille: Wir werden über die Summe unserer „Entscheidungen" zur „Essenz" unserer selbst, werden, was wir ausgesucht haben zu sein.

Unsere Biologie allerdings bleibt. „Das andere Geschlecht" ist ein Buch für Frauen, nichts darin verneint die biologischen Unterschiede zwischen Mann und Frau. De Beauvoir schreibt: «Die Geschlechtertrennung ist […] eine biologische Gegebenheit». Zwischen der «Natur» der Frau, ihrer Anatomie (die sich von der des Mannes unterscheidet), und ihrem Willen herrscht im Kontext der Gesellschaft und ihren Anforderungen ein dialektisches Spannungsverhältnis: Die Frau wird

9 Simone de Beauvoir, *Le Deuxième Sexe*, Livre I, Folio Essais, 1986.

10 Siehe hierzu auch: https://www.nzz.ch/feuilleton/simone-de-beauvoir-warum-eine-frau-fuer-sie-immer-eine-frau-blieb-ld.1711567?reduced=true (Stand: 13.06.2025).

11 Simone de Beauvoir, (wie in Anm. 9) 1986, S. 1.

biologisch als Frau geboren, dann wird sie die Frau, die sie sein möchte (wenn sie es wagt, zu wählen), auch wenn sie Konventionen sprengt. „Emanzipation" bedeutet für de Beauvoir demnach das Prinzip der freien Wahl, gesellschaftlichen Vorstellungen von Weiblichkeit wie „Jungfrau", „verheiratete Frau", „Mutter", „Prostituierte" zu entsprechen oder sie zu durchbrechen. Dem Mann kann sie sich annähern – aber nicht, um „Mann" zu werden, sondern – hier greift das sozialistische Gedankengut ein, das sie vertrat –, um wie der Mann zu arbeiten, finanziell unabhängig zu werden. Als gleichwertige Kameradin des Mannes.

Nacktheit

In den späten sechziger Jahren erschien ein Bild der nackten Rückenansicht von Simone de Beauvoir auf dem Cover des „Nouvel Observateur" – damals ein Skandal. Und heute? Die Frau, die jeder sein darf, hat nicht mehr die Wahl. Sie zeigt keinen Busen mehr, keine Nacktheit. Auf dem roten Teppich in Cannes waren dieses Jahr zum ersten Mal in der Geschichte des Filmfestivals transparente Kleider, oder Brustwarzen-zeigende Oberbekleidungen verboten.[12] Nacktheits-fokussierte Frauenberufe sind seit etwas über zehn Jahren verschwunden: Pin-Up, Playboy-Bunny, Boxenluder, Seite 1 Bild-Girls sind antiquierte Gestalten, es gibt sie kaum mehr, sie werden bewitzelt, gelten als peinlich-unterwürfige Überbleibsel vergangener hetero-sexistischer Welten. Was sagt das Verschwinden des Pin-Up in all seinen Ausformungen über die Gegenwart aus? Die Frage ist ungeklärt: Wir sind emanzipierter oder prüder geworden, oder beides, oder nichts von allem.

Für die einen – dies gilt für das gesamte politische Spektrum – objektifiziert und erniedrigt auch die freiwillige Nacktheit den weiblichen Körper, für die anderen ist sie Ausdruck der Emanzipation. Man könnte es auch so formulieren: Aus marktwirtschaftlicher Sicht findet mit Oben-ohne oder Nacktheitsverboten tatsächlich eine Form der Enteignung des Körpers statt. Der Körper ist auch für Pin-Up-Variationen Kapital, das, ähnlich wie bei Sportlern, eingesetzt wird, um Geld zu verdienen, mit dem sich der Lebensunterhalt bestreiten lässt.

Titel der Bildzeitung am 9. März 2012 *Foto: mit freundlicher Genehmigung des Axel-Springer-Verlags*

Hier sind Pin-Up und Starlet verwandt mit dem Bodybuilder, mit Miss Universums, Weinköniginnen, Foto-Models, Boxern. Muskeln und stählerne Waden sind ebenso Fetischbild wie die Frauenbrust. Zudem bewarben sich die Podiumgirls oder Cover-Missen einst – das stellte die Bild-Zeitung 2012 in ihrer Begründung für das Nacktheitsverbot auf dem Frontcover klar – freiwillig, sie schickten ihr Bild ein und hofften, dass sie (auf Grundlage ihres Aussehens) gewinnen würden.

Es intervenierte ein paternalistischer Gestus: Mit Nacktheitsverboten werden «die Mädels» an die Hand genommen und vor ihrer eigenen (gewollten, ungesunderweise ersehnten) Verdinglichung gerettet.Nur ist die Gesellschaft schon lange abgestumpft, wenn es um Oben-ohne-Bilder oder den alles zeigenden Ausschnitt auf dem roten Teppich geht; es ist fast schon ein Gag: Wer schaut nackte Damen in Netzstrümpfen und Turmfrisur allen Ernstes noch an? Selbst unten in der Berliner Friedrichstraße vor dem Orion hängen sie, an jedem Schaufenster eines jeden Softpornoshops gehen die Menschen seit vielen Jahren gleichgültig an ihnen vorbei. Es scheint fast so, als wäre in Cannes etwas korrigiert worden, was ohnehin kaum noch jemandem wichtig war, um bei einem moralistischen Publikum zu punkten, das die jeweiligen Zeitungen ohnehin nicht liest, die Sportsendungen ohnehin nicht schaut.

Das Ausziehverbot ersetzt die nackte Frauenbrust mit einem neuen Fetisch: dem des Angezogenseins. Auch bei den Angezogenen geht es weiterhin um die fetischisierte Zurschaustellung des schönen, phallischen und weiblichen Körpers, ein Sich-dem-Blick-Darbieten, nur eben ohne viel

12 Vgl. https://www.nytimes.com/2025/05/13/style/cannes-film-festival-naked-dressing-ban.html (Stand: 13.06.2025).

nackte Haut. Die auf Covern oder roten Teppichen platzierte angezogene Frau wird nicht neutral angeschaut. Sie ist kraft ihrer Platzierung weiterhin etwas Besonderes, ist Gewinnerin, die schönste Frau der Woche, des Monats, des Tages. Betrachter sind weiterhin aufgefordert, in ihr etwas Begehrliches zu sehen. Es ist ein bisschen, als starre man wie seinerzeit auf das erste Post-OP-Bild von Caitlyn (Bruce) Jenner im auf dem Cover der „Vanity Fair" vom Juni 2015. Progressiv transgenderaffirmativ? Ja, absolut. Männlich-heterosexuellen Sexphantasien unterworfen aber auch.

Mutterschaft

Beginnen wir wieder mit Simone de Beauvoir. Die Philosophin anerkannte die Komplexität der Mutterschaft als sowohl psychisch und physisch zehrend, nur selten erfüllend. Die französische Philosophin und Psychoanalytikerin Julia Kristeva spricht hingegen von der „mütterlichen Erotik", der körperlichen Anziehung zwischen Mutter und Kind; die Symbiose während Schwangerschaft und Stillen beschrieb sie als Glückszustand.[13] Auch die christliche Ikonografie hat die Komplexität des Mutterseins begriffen, Mariendarstellungen zeigen eine von Glück und Schmerz gleichermaßen erfüllte Frau, die sich einem Kind opfert, das selbst geopfert werden wird. Die Frau, so Kristeva, verkörpere seit je Sex und Mütterlichkeit.

Für Sigmund Freud war die Mutter der „erste Andere". Die Mutter, so Freud, spricht den unorganisiert zappelnden Äußerungen des Kindes Kraft ihrer Liebe und Erziehung Absicht und Sinn zu, sie ist erste Autorität. Die schönsten Worte über das Reich der Mutter hat Marcel Proust gefunden: „Unser ganzes Leben war nichts anderes gewesen als eine Übung, mit der sie mir beibrachte, an dem Tag, an dem sie mich verlassen würde, ohne sie auszukommen, und zwar schon seit der Kindheit, als sie sich weigerte, zehnmal zurückzukehren, um mir gute Nacht zu sagen, bevor sie abends ausging; als ich sah, wie der Zug sie mitnahm, wenn sie mich auf dem Land zurückließ, oder als ich sie später in Fontainebleau, genau in dem Sommer, da sie nach Saint-Cloud gefahren war, unter jedem erdenklichen Vorwand jede Stunde anrief. Diese Ängste, die mit einigen am Telefon gesprochenen Worten, mit ihrem Besuch in Paris oder mit einem Kuss aufhörten, wie nachdrücklich erlebe ich sie jetzt, da ich weiß, dass nichts mehr sie wird besänftigen können."[14]

Immer wieder spielt Proust die Trennung von der Mutter innerlich ab, es gibt keine Ruhe, Angst und Leere bleiben. Was ist die Mutter für das Kind? Die Mutter mildert oder verstärkt das sogenannte „Gesetz des Vaters", vor allem aber spricht sie, so die in Lille praktizierende Psychoanalytikerin Geneviève Morel in „Das Gesetz der Mutter: Versuch über das sexuelle Sinthom" (2017), ihre eigene Sprache. Inzestverbot, Kastrationsangst, Gesetz des Vaters sind alte, durch den Feminismus viel kritisierte Konzepte, da sie einst Heterosexualität und Kleinfamilie zur Norm aller Verhältnisse erhoben. Zur Wiederholung: Nach Jacques Lacan identifiziert sich ein Kind ursprünglich mit der Mutter und empfindet die Einheit mit ihrem Körper. In der ödipalen Phase tritt der Vater in diese Konstellation ein und verbietet die weitere Identifikation des Kindes mit der Mutter; er erteilt das „Inzestverbot". Das Kind muss sich dem Gesetz des Vaters unterwerfen, die Mutter ersetzen und fortan etwas Anderes begehren. Es tritt in die symbolische Ordnung ein – die Gesellschaft – und nimmt dort die Ersetzung der Mutter vor (erlangt den symbolischen Phallus): durch Ehe, Beruf und so fort. Es ist ein stets unabgeschlossener Prozess, der auch die geschlechtliche Identitätsbildung umfasst. Analytiker wie Freud, Lacan oder Melanie Klein untersuchten Störungen dieses väterlich-ödipalen Prozesses, Morel untersucht in ihrem Buch über das sexuelle Sinthom solcherart Störungen erstmalig für das Verhältnis Mutter-Kind. Das Gesetz des Vaters, so Morel, sei eindeutig; das Gesetz der Mutter zweideutiger und verwaschener. Mütter wirken auf ihre Kinder mit Worten (Taten) ein, deren Bedeutung oft unklar ist und die ihre Wirkung später im Leben des Kindes entfalten, dort Gutes wirken oder großen Schaden anrichten. Mütterliche Worte haben Konsequenzen, sind vom Kind oft kaum zu erinnern und höchstens an späteren Leistungen oder Schöpfungen (Sexualität, Kunst), den sogenannten „Sinthomen", abzulesen. Auf nonchalant-beiläufige Weise bricht Morel mit Tabus – sie betrachtet Homosexualität zu allererst als Symptom fehlgeschlagener

13 Siehe hierzu: Julia Kristeva: *Pouvoirs de l'horreur*, 1980.

14 Zit. nach: Marcel Proust: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit, Berlin 2017.

Mutterbeziehungen, manche ihrer PatienInnen hätten geglaubt, sie seien homosexuell, waren es dann aber doch nicht, sondern hätten unter der Fehlinterpretation mütterlicher Worte gelitten.

Insgesamt hat der Feminismus die Mutterschaft vernachlässigt. Obwohl Celebrities wie Ivana Trump in ihrem Buch „*Raising Trump*" (2017), Tina Knowles in „*Matriarch*", oder Jennifer Lopez in der Netflix-Serie „*The Mother*" (2023) die Mutterrolle durch überprotektive, kämpferische und Männer nicht brauchende Mütter re-glamifizieren wollen, sind Mütter in der Populärkultur zu Antagonistinnen oder Witzfiguren geworden. In Märchen nacherzählenden Kinder- und Jugendfilmen wie „Cruella" (2021) oder „*Maleficient*" (2014) sind Stiefmütter oder Ersatzmütter nicht mehr die „bösen", sondern die „guten" im Sinne von wahr liebenden Gestalten, während Mutterfiguren als die eigenen Kinder hassenden Bösewichte oder gar Mörderinnen auftreten. Mütter, die konventionelle Weiblichkeit inszenieren, wie in der TV-Serie „*The Secret Lives of Mormon Wives*" (2025), oder die über Soziale Medien bekannt gewordenen Trad Wives beziehungsweise Homesteaderinnen, die, wohlhabend und bar finanzieller Not, als Hausfrauen leben, in Designerküchen kochen, Kinder großziehen, meist auch home-schoolen, in Negligés Kühe melken oder Kürbisse ernten, sind höchstens noch bei einem Bruchteil konservativer Zuschauer beliebt, werden von progressiveren Zuschauern verlacht, und verhöhnen die prekären Frauen, die mit schwieligen Händen wirklich zu Hause bleiben müssen, eben, weil sie arm sind.

Obwohl für den Philosophen der Aufklärung, Jean-Jacques Rousseau, das Stillen des Kindes Zeichen der Emanzipation der Frau schlechthin war, ist für manche Feministinnen der Zweiten Welle wie Gloria Steinem oder Shulamith Firestone das zu stillende Kind ein Blutegel, die Frau eine vom Mann unterdrückte Reproduktionsmaschine. Diese Engstirnigkeit hat lange nicht zur Beliebtheit des Feminismus beigetragen, heute ist der Feminismus gerade wegen dieser Engstirnigkeit wieder salonfähig und der Feminismus westlicher Gesellschaften entzaubert die Mutterrolle noch etwas mehr; inzwischen geben etwas zwanzig Prozent der Frauen an, ihre Mutterschaft zu bereuen. In Manhattan begehen zahlreiche Kindergärten den Muttertag nicht. Junge Feministinnen schließen sich an: Unter dem Motto «*Regretting Motherhood*» publizieren junge und nicht mehr ganz so junge Journalistinnen und Autorinnen Texte, Memoiren, Biographien über das dröge Elend von Mutterschaft, Kindhaben und Stillen,[15] und bestätigen in ihrem Versuch der Modernisierung des Frauenbild in Teilen das einst modrigste Klischee des Feminismus: das der Mütter und Kinder verabscheuenden Frau.

Die Radikalfeministin Andrea Dworkin, die für provokante Gedanken zum sexuellen Machtgefälle zwischen Mann und Frau bekannt ist – zum Beispiel, dass der einzige nicht-gewalttätige heterosexuelle Sex der mit erschlafftem männlichen Glied sei – stellte kritisch fest: „*Women are interchangeable as sex objects; women are slightly less disposable as mothers. The only dignity and value women get is as mothers: it is a compromised dignity and a low value, but it is all that is offered to women as women. Having children is the best thing women can do to get respect and be assured a place.*"[16] Insbesondere konservative Frauen, so Dworkin, hätten die Realitäten männlicher Dominanz verstanden.

Die Rolle der Frau?

In einem Fernseh-Interview aus dem Jahr 2022 sprach Alice Schwarzer, deren Autobiographie «Alice» soeben erschienen war, von dem Status der Emanzipation der Frau heute. Insbesondere die jungen Frauen, die sie auf Sozialen Medien sähe und die hübsch, unabhängig und kauffreudig auftraten, sagte Schwarzer, verwechselten Konsum mit Emanzipation. Die wahre Freiheit der Frau aber läge woanders, sagte die vielleicht letzte große deutschsprachige Feministin Zweiter Welle kryptisch.

Wie soll die Frau sein? Die Wahl zum Körper hat sie nicht, wie de Beauvoir es gefordert hatte.

Frau ist nicht nur, wer Frau sein will (die von der alten Bundesregierung hierzu vorgenommene Änderung der Personenstandsgesetze haben die Kategorie „Frau" weit geöffnet). Die von großen

15 Vgl. https://www.welt.de/kultur/plus256143004/Mutterschaft-Denn-in-Wirklichkeit-ist-das-Leben-als-Mutter-nicht-besonders-erfuellend.html; https://www.bostonreview.net/articles/hating-motherhood/. (Stand jeweils: 13.06.2025); Caroline Rosales, Single Mom, Rowohlt 2018;

16 Zit. nach: Andrea Dworkin, *Right-Wing Women*, 1983.

Demonstration zum Internationalen Tag für das Ende der Gewalt gegen Frauen in Berlin/Neukölln und Kreuzberg, 25. November 2025
Foto: Picture Alliance/SZ Photo/Fotograf: Christian Mang

Teilen des Feminismus unterstützte Transgenderbewegung und die vom Feminismus lange eingeforderte und über Vaterschaftszeiten oder Sitzpinkelzwänge eingelöste Entpatriarchalisierung der Gesellschaft ging mit der fast ausschließlich von Frauen vorgenommene Schmähung der Mutterrolle einher, sowie ihrer fast kritiklos gebliebenen Hinnahme des Nacktheitverbots, obwohl sie weiterhin phallischen Fantasien unterworfen bleibt, nur körperlos, als Abbild dessen, was sie nicht mehr sein darf. Der Feminismus selbst schafft die Frau ab: Ironischerweise hat er das Gegenteil von dem bewirkt, was eigentlich angestrebt war, und hat dem Patriarchat – nach dem Motto Männer sind die besseren Frauen und Mütter – eher noch zugearbeitet als es zu schwächen. Anders formuliert: An der Verunmöglichung der biologischen Frau ist der erzieherische und darin totalitäre Feminismus verantwortlicher als das Patriarchat, das er zu bekämpfen meint.